

Kunst und Leben

Volker Jehle

Kunst und Leben

*Berichte, Essays, Interviews, Rezensionen
aus fünfundzwanzig Jahren*

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Verlag Traugott Bautz GmbH 99734 Nordhausen 2003
ISBN 3-88309-116-2

Inhalt

- 9 Wolf Biermann: Weiter nichts
- 11 Peter Rühmkorf. Bericht einer Lesung
- 14 Autorensseminar Helmut Heißenbüttel
- 15 Vom Leder zog er nie. Stephan Hermlins Lesung
- 19 Grass muß man erlebt haben. *Der Butt* in Mainz
- 24 *Tabula rasa* im Unterhaus. Hanns Dieter Hüsch
- 26 Nino Ern  im Rathaus
- 29 Christoph Meckel im Kuppelbau
- 31 Mainzer Poetikdozentur: Hans J. Fröhlich
- 35 Frankfurter Poetikdozentur: Christa Wolf
- 37 Christa Wolf im Elzer Hof
- 41 Lyrik und Musik. Peter Rühmkorf und Sylvia Anders
- 44 Gitarre als Knarre. Wolf Biermann im Elzer Hof
- 46 Hildesheimers als Trauzeugen
- 50 Wolfgang Koeppens Lesung in Reutlingen. Zwei Leserbriefe
- 52 Zwischen Nostalgie und Exklusivität. Der Klavier- und Cembalobauer Nobuyuki Shima
- 56 Gekr usel auf der Amadeus-Welle. Geschichten um Mozart
- 59 Nicolai Riedels Günter Kunert Bibliographie
- 62 Aspekte der Melancholie. Dietmar Goll-Bickmanns Hildesheimer-Buch
- 63 Rette deine Haut, Killer. *Krimi-Jahrbuch 1990* und der französische Kriminalroman
- 66 Früher oder später. Charlotte Christoffs Erzählungen
- 68 Sprechblasen-Romantik. Battaglias Comics zu E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann* und *Das  de Haus*
- 70 Grauragende Stadt am See. Gerold Sp ths Makrokosmos
- 73 Janosch für Erwachsene
- 76 Die spöttischen Claviere. Der Klavier- und Orgelbauer Gerold Späth
- 80 Windbruch. Klaus F. Schneider und Peter Schlack
- 81 Und doch ist die Sehnsucht geblieben. Die letzte Folge von Friederike Roths Trilogie *Das Buch des Lebens*
- 83 Das muß man eben gehört haben. Ernst Jandl in Reutlingen

- 85 Laßt mich in Ruh mit eurem trompetengoldigen Ramsch!
Gespräch mit Gerold Späth
- 94 Sage nein! Konstantin Weckers Lieder 1977 – 1992
- 96 Ein seltsam fremdes und merkwürdig vertrautes See-Buch.
Gerold Späths *Das Spiel des Sommers neunundneunzig*
- 99 Heinz E. Hirscher und das Gedruckte. Eröffnung einer Aus-
stellung
- 105 Der Zeit voraus. Günter Eichs *Maulwürfe*
- 107 Vom Wunsch, Indianer zu werden. Peter Henisch über Karl
May und Franz Kafka
- 109 Wenn ich Angst habe, gebe ich sie ins Wort. Gespräch mit
Robert Schindel
- 115 Das Wetter ist scheußlich, und übrigens bin ich ein Jude.
Robert Schindels Lyrik und Prosa
- 118 Tägliche Nachtigall. Friederike Mayröckers *Lection*
- 120 Hamlet und Deutschland. Franz Loquais fröhliche Wissen-
schaft
- 122 Etwas brennt. Karl Krolows *Gesammelte Prosa*
- 125 Eine schöne Schattengestalt. Friederike Mayröcker zum
Siebzigsten
- 127 Die Erleuchteten. Janoschs Roman *Von dem Glück Hrdlak ge-
kannt zu haben*
- 131 Wolfdietrich Schnurres Nachlaß. Katharina Blenckes System-
atisierung, Werkgeschichte und Bibliographie
- 133 Günter Grass las erstmals aus *Ein weites Feld*
- 135 Aufgabe eines Autors ist, sprachlich etwas zu leisten. Ge-
spräch mit Susanne Geiger
- 142 Die Erde in meinem Garten ist Lava. Ein neuer Janosch für
Erwachsene
- 145 Diese Einsamkeit ohne Überfluß. Sigrid Damms neue Prosa
- 147 Gott schützt uns vor den guten Menschen. Robert Schindels
Reden und Vorträge
- 149 Er faltete seine eine Pfote über dem Bauch. *Schimanzki. Die
Kraft der inneren Maus* von Janosch
- 151 Das große Katzenbuch. Texte der Weltliteratur, Bilder von
Tomi Ungerer
- 154 Corpus Christi. Patrick Roths Verwirrspiel

- 156 Zur Debatte um das Johnson-Testament. Gespräch mit
Günter Grass
- 160 Notizen auf einem Kamel. Friederike Mayröckers Gedichte
1991 – 1996
- 162 Javier Marías: Mein Herz so weiß. Bestsellerei
- 166 Fünfzig Jahre Gruppe 47 – en détail. Briefe von und an
Hans Werner Richter und Toni Richters *Gruppe 47 in Bildern
und Texten*
- 171 Bombardierung Deutschlands im Werk Christoph Meckels.
Zum SPIEGEL-Bericht von W. G. Sebalds These
- 172 Otto Beutter: Öl – Aquarell – Pastell. Eröffnung einer Aus-
stellung
- 178 Otto Beutter: Expo in Blau und Grün. Eröffnung einer Aus-
stellung
- 185 Fünfundzwanzig Jahre Musikhistorische Sammlung Jehle in
Schloß Lautlingen
- 201 *Quellennachweise*

Wolf Biermann: Weiter nichts*Erste Bundesrepublik-Tournee*

Biermann sagt: Natürlich bin ich auch gegen Terroristen.

Seine Zuschauer klatschen.

Biermann sagt: Ihr klatscht? Vergeßt nicht, sie kämpfen gegen das Unrecht.

Seine Zuschauer klatschen.

Was sind denn das für Leute, die Klassengegensätze verwischen!?

Seine Zuschauer klatschen.

Natürlich, denn wer mit Terror vorgeht, kann kein Kommunist sein. (Meint sicher auch: „sein Freund Wallraff“)

Seine Zuschauer klatschen.

Später singt er von den Kernkraftwerken, von Arbeitern, die nicht vor der Naturgewalt zittern,

Seine Zuschauer klatschen.

sondern vor „denen da oben“, die damit nur Scheiße bauen können.

Seine Zuschauer klatschen.

Er verwahrt sich vor Fehldeutung: Er meint: Die da oben auf dem Balkon nicht.

Seine Zuschauer klatschen.

Dann wechselt er das Thema: Der Sieg wird einmal unser sein!!

Seine Zuschauer klatschen.

So soll es sein. Und wo der Kameramann und sein Film abriß, da kämpfen wir weiter.

Seine Zuschauer klatschen.

Unser Vorbild: Jesus Christus mit der Maschinenpistole.

Seine Zuschauer brüllen.

Ein Zuschauer, weiter oben, somit über den Dingen, somit sehr nervös, etwas grau schon, und etwas schmutzlig, Maske des Überlegenen, lächelt erleichtert, denkt sicher: Der ist gegen Terror aber für Gewehre. Gottseidank! Wir haben es ja gleich gesagt: Krachmacher. Trotz allem.

Biermann: Weiter nichts?

(1978)

Peter Rühmkorf

Bericht einer Lesung

Las zuerst *Phoenix voran*, erklärte dann, was ein Phoenix ist.

Dann *Auf was nur einmal ist* – nämlich das eigene ICH, das für jeden nur einmal zu haben ist.

Dann *Laß leuchten!* – erklärte, daß *wenn* etwas ihm Nostalgie sei, dann die Knöpfe in der Kollekte: früher sei mal noch – wer wisse das von den jüngeren Semestern heut noch? – Kindergottesdienst gewesen, da hätten sie immer Fünfer oder Zehner bekommen, sich aber statt dessen Knöpfe abgerissen und das Geld behalten. Das sei „gelebte Nostalgie“.

Dann *Haltbar bis Ende 1999*. Er erklärte die Namen von Greflinger, Günther und Lohenstein, was ihm später als „blöder Belehrungstick“ vorgeworfen wurde. Er: „Na, so'n pädagogischer Drang ist nicht aus mir rauszukriegen.“

Er sagte, er habe unter dem Pseudonym Franz Draak geschrieben. „Wenn man so bemerkt, wie sich die Person aufsplittert, dann benennt man halt manchmal so Teile von sich extra. Wie Tucholsky. Oder Ringelnatz, der ja eigentlich Hans Bötticher heißt.“

Eine Frau fragt, weshalb er denn kein Kabarett mehr mache. „Ach wissen Sie, da fühl ich mich unterfordert. Das ist ähnlich wie bei Ringelnatz. Den ich überhaupt für einen großen Lehrmeister halte.“

Der Titel des Gedichts „orientiere sich an den Sachen, die so manchmal auf den Packungen und Schachteln draufstehen, halt so eine kleine Utopie.“

Einer fragte, wieso denn grad bis 1999, auf den Schachteln stehe doch höchstens „bis Juni 1982“. „Ach wissen Sie, wie ich schon sagte, kleine Utopie – na, also eine Pointe kann man wirklich schlecht erklären – halt im Gegensatz zum Anfang, wo jeder auf Ewigkeit schießt.“

Dann aus seinem neuesten Buch über Reime, hatte viel Erfolg, Gelächter im Publikum.

Hübsch das kleine Mädchen, das zum Mikrofon ging (es gab drei Mikrofone, jeder, der etwas sagen wollte, mußte zu einem hingehen, sehr lästig): „Weshalb haben Sie denn in *Wiedersehen in Kenilworth* das Märchen am Schluß kaputtgemacht? Die verwandelt sich ja gar nicht zurück!“

„Hab ich’s kaputtgemacht? Das tut mir leid – Aber weißt du, die Katze, die ein Mädchen wurde, war jung und hübsch, eine Frau, die das Leben lieben lernte. Und den alten Kater – sieben Menschenjahre sind ein Katzenjahr! – als alten Kater wieder erscheinen zu lassen, das war mir doch leid!“

Einer fragte: „Wieso gerade ein Märchen? Sie hätten doch eine Novelle schreiben können.“

„Hm. Das sind so Fragen, die man nicht stellen sollte. Wenn einer dichtet, fragt man, weshalb er keine Romane schreibt. Nein.“

Einer griff recht scharf an: „Sie ziehen sich doch völlig aus der Politik zurück, wenn ich das richtig sehe!“

„Dann sehen Sie gar nichts.“

„Aber früher mit Konkret ...“

„Ich hab halt diese Plattform nicht mehr! Aber ich mach jede Menge ...“ Und erklärte kurz seine politische Aktion, wollte aber nicht einfach global „was über die Situation der BRD“ sagen, wie gefordert, das ginge lange, und heute sei ein „literarischer Abend“.

Eine Frau sagte, sie habe gehört, er brauche pro Gedicht zweihundert Stunden. Wofür denn eigentlich? Und ob er am Ende über den Effekt überrascht sei, oder ob er schon vorher genau wisse, was er machen wolle?

„Tja, die Idee, das ist schnell, die zählt nicht für die zweihundert Stunden. Dann fängt man an. So Zettelkasten, wie Arno Schmidt, das habe er mal gehabt, das sei zu aufwendig. Aber er habe immer einen Block dabei, notiere sich Wendungen. Und da hätte er so Umschläge, wo Ähnliches zusammenkäme. Sei dann ein Einfall da, dann käme die Umschlagwirtschaft. Und wenn dann was da wär, müßt er’s abhören, immer wieder, weil das Gefühl da ist, manches klingt noch nicht so. Dann müßt er oft mal auf eine Idee warten. Und das könnt schon sehr lange gehen.“

Insgesamt schien Rühmkorf seit der letzten Lesung, 1979 in Tübingen, aufgeschlossener zu sein, weniger aggressiv, wohl aus

Resignation, wie ich befürchte. Und zum erstenmal sah ich ihn als hypersensiblen Lyriker: er saß gut zehn Minuten auf dem Stuhl im Rund des Ratssaales, ringsherum Leute, auf den Galerien Leute, von allen Seiten beobachtet, und alle lärmten und quatschten, bis es endlich losging. Er duckte sich, verzog belästigt und gequält den Mund, machte schließlich ein paar Notizen, um nicht aufzusehen.

(1981)

Autorenseminar Helmut Heißenbüttel

Sechzigjähriger Mann, durchgearbeitetes Gesicht, rotbraun mit vielen Falten, schwer, massiv, von den weißen Stoppelhärchen und dem weißen Bart unterstützt. Rechts eine tiefe Narbe über die Schläfe vor, Stirnfalten durchkreuzend, im gleichen Schwung wie der Nasenrücken. Augen groß und lebendig.

Er ist ungefähr einsachtzig groß, hat einen dicken Bauch, aber feine Glieder, trägt mittelbraune enge Hosen aus mattem glattem Leder, ein russischgrünes Hemd, das überm Bauch spannt und in den Gürtel geschoben ist, darüber eine saloppe, blaulilagemusterte Jacke. Um den Hals, an einem Wildlederriemchen, hat er einen grasgrünen Schreibstift hängen. Seine große Taschenuhr legt er während des Vortrags aufs Pult.

Er trägt pro Sitzung vier bis fünf Gedichte vor, beginnend mit der Romantik, die dann besprochen werden sollen. Er versucht, seine Stunden aufzuziehen wie ein Dozent und hat deshalb dieselben Schwierigkeiten: zäh und klebrig hängt das beschämende Schweigen über den Zuhörern – nur etwa dreißig –, wenn er seine Fragen stellt.

Aufgelockert wird die Sache durch seine Art, die Verfasser der Gedichte nicht zu nennen, die sollen dann ermittelt werden. Außerdem geht er völlig unphilologisch vor – aber bewußt und unter ständiger Reflexion der besseren Vorgehensweise. Er spricht geläufig über frühen Goethe, späten Mörike, Eichendorff im Vergleich zu George etc.

Seine Mimik und Gestik sind lebhaft; auffallend, beinahe belustigend, wie er seinen linken Armstumpf einsetzt: deutet er etwa einen Zusammenstoß an, schlägt er mit der rechten Hand an den Stumpf. Eine andere Pose ist wohl bewußter: wenn er die Arme auf dem Rücken verschränkt, faßt er den leeren Jackenärmel mit der rechten Hand und zieht ihn nach hinten; kein Mensch käme auf die Idee, ihm könnte ein Arm fehlen.

(1981)

Vom Leder zog er nie

Stephan Hermlins Lesung

Der Vorredner sprach zu lang, zu dumm und zu plump. Hermlin saß lässig, in elegantem Anzug, eleganter Krawatte, die schlohweißen Haare seidenweich gewaschen und jugendlich elegant frisiert –, so saß er geduldig, daran gewohnt, oder er zog nicht in Betracht, den überflüssigen, aber offiziellen Redeschwall des Vorredners abubrechen. Nur einmal, als dieser ein Datum falsch angab, verbesserte er leise und höflich – es ging um das geplante Friedenstag am 13. Dezember in Ostberlin, zu dem Hermlin eingeladen hatte.

Der Vorredner sprach eine knappe halbe Stunde. Dann las Hermlin – eine knappe dreiviertel Stunde.

Er las kleine Prosastücke, leise, hob am Ende der Sätze die Stimme meist etwas an, so daß ein kleiner Sog entstand und einen die Sätze en passant mitnahmen bis zum Ende der Geschichte, das oft unvermittelt kam und nicht notwendig schien.

Der Vorredner rief zur Diskussion auf, es meldete sich niemand. Er zeigte sich erstaunt, daß so seltene Einheit mit dem Autor herrsche, das sei sonst nicht so, hier im Rathaus. Dann beginne eben er selber, wenn schon niemand provozierend empfinde, daß Hermlin das Kommunistische Manifest als überragenden poetischen Text bezeichne. Die Zuhörer begannen zugunsten dieser Einschätzung zu klopfen; der Vorredner setzte sich verwirrt; Hermlin lächelte listig.

Der Vorredner stand wieder auf und unternahm einen neuen Vorstoß. Es sei doch seltsam, daß Hermlin seit seinem Gedicht *Tod eines Dichters* keine Lyrik mehr geschrieben habe. Ob das zufällig sei?

„Nein.“ Keine weitere Antwort.

Ein Herr sprang auf, rief mit bewegter Stimme, er gehöre derselben Generation an wie Hermlin, und er wolle einfach sagen, wie es ihm wehtue, daß Hermlin keine so wunderbaren Gedichte mehr

schreibe, wie sie sie früher so glühend verehrt hätten, in ihrer Jugend.

Hermlin lächelte breit. „Wissen Sie, man hat auch schon anders darüber gesprochen. So etwas, das hört man sehr gern.“

Der Herr sagte, fast verzweifelt: „Wieso haben Sie aufgehört!? Seit Sie nicht mehr schreiben, hat etwas aufgehört!“

„Das können Sie nicht sagen, es gibt viele neue Leute. Ich bin einfach zur Seite getreten, ich höre gerne zu. Immer wieder kommen sehr gute Leute nach, die ich sogar manchmal entdeckt habe. Mir fallen nicht alle Namen ein, aber ich halte Kunert und Krolow für gut; mir würden noch mehr Namen einfallen, bestimmt. Ich habe damals, vor längerer Zeit, Gedichte einer völlig unbekanntem zwanzigjährigen Dichterin als erster vorgelesen. Sie hieß Sarah Kirsch.“

Klopfen und Klatschen im Publikum; er lächelt.

Der Vorredner wiederholt seine Frage nach dem Zusammenhang der letzten Gedichte und dem Verstummen.

„Nun drängen Sie mich nicht so. Ich hatte keine Lust mehr, mich in diesen komplizierten Formen zu äußern. Mir gefallen diese zu Gedichten hochstilisierten Sätzen nicht, die heute Mode geworden sind.“

Ich hatte den Eindruck, er winde sich, um nicht vor sich und allen Zuhörern zu sagen, seine poetische Kreativität sei versiegt, in dem Moment, in dem er zum Repräsentanten der DDR geworden war. Dieselben Fragen wie an Hacks: wenn die DDR das sozialistisch erreichte Utopische ist, wozu dann noch die Suche nach dem besseren Land? Motive der Dichtung? Ästhetisches Hohl-drehen!?

So kam denn auch prompt die Frage – das war auch tatsächlich die einzige starke Stelle –, wie es käme, daß er sich nachts, wie vorgelesen, beim Nahen ferner Flugzeuge, oft vorstelle, sein Bruder käme und würde ihn in ein anderes Land fliegen, ohne Haß und Gewalt.

„Nun, dieses Land gibt es nicht. Das heißt aber doch nicht, daß es nicht erreichbar sein wird. Wenn wir alle gemeinsam daran arbeiten, könnten wir es doch schaffen.“

Eine weitere direkte Frage: wieso er für produktiv in dieser Richtung halte, daß er nun so persönliche Texte mache.

„Kommen Sie erstmal in mein Alter, dann verstehen Sie das.“
Unruhe. Zischen.

„Nein! Man hat einfach auf einmal den Wunsch, Bilanz zu ziehen. Obwohl das keine Autobiographie ist. Eher im Sinne Malraux': eine Antibiographie. Und wissen Sie, es wird in mir immer stärker. Ich bin im Ersten Weltkrieg geboren, habe zwei Kriege mitgemacht, und immer mehr denke ich, das laß ich mir nicht noch einmal gefallen!“ Er richtete sich zum erstenmal auf, rief mit beinahe verzerrtem Gesicht: „Das laß ich mir nicht noch einmal gefallen!“ Er lehnte sich wieder elegant zurück. „Ich habe einen sechzehnjährigen Sohn, was für eine Perspektive soll der haben? Nun, ich bin ein disziplinierter Sozialist, aufgewachsen in einem Land, das man bekanntlich als diszipliniertes sozialistisches Land ansieht“ – Gelächter, eher beifällig – „aber“ – er hob die Stimme, richtete sich nochmal auf – „je länger ich zusehe, umso mehr weigere ich mich! Einen richtig anarchistischen Zug empfinde ich!“ Begeistertes Klatschen, während dessen er sich zurücklehnt.

Der Vorredner stotterte verwirrt, ob sein vorgelesener Eintritt in die SED denn biographisch oder antibiographisch sei?

Höhnisch kühl: „Biographisch.“

Wieder so eine Blockade, weit im Vorfeld der Frage, die er zuletzt mit dem Effekt vergessen machte. So schützte er sich auch vor der Frage nach seinem Verhältnis zur Religion mit dem Schlagwort von Raddatz, der von ihm gesagt habe, er sei ein „gläubiger Atheist“.

Ein älterer Herr fragte: „So waren Sie noch nie in der Kirche Mitglied?“

„Nein.“

Der Herr maulte mißbilligend: „Das auch nicht.“

Gelächter.

Dann kam die einberufene Friedensbegegnung zur Sprache. Hermlin betonte mehrfach, ihm sei unheimlich wichtig, daß das auf DDR-Boden stattfinde, nicht in einem neutralen Land, und nicht in der BRD, die hier schon viel mehr geleistet habe.

Beifall.

Auf die Frage nach staatlichen Schwierigkeiten sagte er, er habe keine und erwarte auch keine mehr, nachdem das so weit gediehen sei. Im Westen seien die Formen des Protestes vielleicht vielfältiger – er lächelte süffisant in den Beifall –, aber auch im Osten gebe es nicht nur Zuseher.

Ob er denn glaube, die DDR lasse ihn einfach Protest organisieren, wenn sie Angst habe, es könne ihr schaden? Ob das nicht viel eher beweise, wie harmlos sein Treffen sei?

„Natürlich glaube ich nicht, daß sich da bloß fünfzig bis siebzig Leute treffen müssen, und die Welt“ – sparsame Bewegung der Hände zu den Ohren – „lausche hingeben, und anschließend sei die Welt verändert. Das nicht! Aber es sind wichtige Leute, viele alte Freunde von mir, auch ausgewiesene, wie Günter Kunert und Christa Wolf. Das wird Wirkung haben, eingeladen sind sie – wie viele kommen, weiß ich nicht. Aber zu sagen, wenn es nicht schlagartig verändert, soll man es nicht machen – das ist eine merkwürdige Einstellung.“

Ablehnendes Schweigen.

Er beeilte sich: „Wissen Sie, so lange hier im Westen eine große Zeitung noch stolz ist, mein Vaterland in Anführungszeichen zu setzen – das ist kein Patriotismus. Das ist sinnlos! Wenn deutsche Patrioten miteinander reden, das ist wichtig, nicht daß wir uns aufschluchzend vereint in die Arme fallen! Beide Staatsoberhäupter haben in den letzten Jahren, unabhängig voneinander, aber mehrfach, denselben Satz gesagt: Es darf von deutschem Boden kein Krieg mehr ausgehen!“

Der Effekt war gut gesetzt, das Publikum applaudierte brav.

Das völkervereinigende Mäntelchen stand ihm gut. Wiesel und Schauspieler, Repräsentant und allgemeinmenschliches Understatement: ein kompliziertes Spiel ums Gleichgewicht, von einem Mann zelebriert, den die DDR, sorglos ums eigene Nest, in den Westen entlassen darf. Hermlin ist sein *richtiger* Name.

(1981)

Grass muß man erlebt haben

„Der Butt“ in Mainz

Zunächst sah man gar nichts, nicht einmal die Eingangstür. Gerüchte schwirrten, es könne noch ungefähr fünfzig Karten an der Abendkasse geben, obwohl über dem Kassentisch ein Schild hing: ausverkauft. Einige beharrten auf den fünfzig Karten, die Kassierer standen betreten unter ihrem Schild.

Vierzehn Tage vorher hatte ich eine Karte kaufen wollen, wie üblich beim Studium generale. Eine wohl schon öfter vergeblich frequentierte Sekretärin hatte gereizt und wortkarg erklärt, bereits nach zwei Stunden sei ausverkauft gewesen.

Grass muß man offenbar erlebt haben.

Also war ich, so schnell ein Stau von Uni bis Rhein eben erlaubt, zur Touristik-Information gerast, wo es sogar einen Parkplatz gegeben hatte (den genauen Ort verrate ich vorsorglich nicht). Der hilflose Junge hinter der Theke hatte den Veranstalter ausfindig gemacht und mir eine Telefonnummer mitgeteilt. Unter dieser Nummer hatte eine unheimlich freundliche, wohl mitfühlende Dame bereitwillig negativ Auskunft gegeben und zwei weitere Telefonnummern.

„Was? Ausverkauft? Unverschämt!“ rief eine energische weibliche Stimme neben mir. „Außer den Plakaten hätten sie uns *diesmal* wirklich ein paar Karten zuteilen können!“

Ich fühlte mich aller Schuld bar, der anklagende Ton drängte mich aber doch zur Entschuldigung, wenn auch nicht gegenüber der Dame neben mir, sondern der Damen, die sich unter der ersten dieser Telefonnummern meldeten, dabei hätte ich selbst einigen Trost nötig gehabt, denn das war die gereizte und wortkarge Sekretärin des Studium generale.

Grass muß man eben erlebt haben.

Etwas mutlos wählte ich die zweite Nummer, trug bescheiden mein Anliegen vor und hörte: „Wie viele Karten möchten Sie?“ Die fröhliche weibliche Stimme schwelgte im Gefühl unerschöpflicher Potenz.

„Drei Stück.“ Dabei hatte ich alleine hingehen wollen.

„Ist reserviert. Holen Sie das aber nicht zu spät ab!“

Als ich, ahnungsvoll, am nächsten Morgen die Karten abholen wollte, wühlte der junge Mann – immer diese hilflosen jungen Männer! – im Couvert unterm Ladentisch, schließlich bedauerte er: „Alles ausverkauft.“

Da man Grass erlebt haben muß, beharrte ich, beharrlich wie sonst nie. Und siehe da: die fröhliche Stimme kam, entpuppte sich als hübsche kleine Person, beharrte ebenfalls und leistete dem hilflosen Hilfe. Die Karten lagen *neben* dem Couvert.

Da war vor vierzehn Tagen. Aber nun standen wir – die beiden überzähligen Karten hatte ich mühelos an den Mann gebracht – in der Menge und suchten die Eingangstür mit Blicken.

19.30 Uhr, die Tür ging auf. Mehr gehoben als geschoben gelangte ich in den Saal, steuerte umgehend einen guten Platz an und belegte zwei weitere Plätze. Bis 20.15 Uhr strömten Leute und Stühle herein und vorbei. Als *er* endlich auftrat, wurde er beklatscht und bejohlt.

Nach der wieder mal beschissenen Vorrede – man verzeihe das zutreffende Wort! –, die im Spruch gipfelte: „Sie sind an einem guten Ort, Sie haben das Wort!“, begann Grass selbst:

In Mainz habe ein Landsmann von ihm, ein sehr guter Mann nicht nur deshalb, mal etwas versucht, eine Mainzer Republik, nämlich Georg Forster. So sei Mainz wohl schon manchmal ein guter Ort gewesen. Er schlage vor, heute wenigstens mal eine Schule nach Georg Forster zu benennen.

Dann las er, laut, mit Gestik und Mimik, zwei Kapitel aus dem *Butt*, die Gryphius-Opitz-Begegnung und die Brentano-Arnim-Grimm-Runge-Begegnung. Seine Aussprache roch nach Dorsch in Dill, sein feuchtes volles B, zumal mit folgendem L wie in Blunzau, rief die Vorstellung von blubbernden Blasen auf dicken Soßen vor.

Ach ja, seine erste Aktion, als er ans Rednertischchen trat: er räumte den Blumenstrauß weg.

Nachdem er – er wolle seine Zuhörer heute etwas strapazieren –, von den Anfängen der deutschen Literatur einen Sprung zur Romantik gemacht habe, käme er jetzt zur aktuellen Situation. Das mache er immer so, er habe nach jedem Werk, das in der Vergan-

genheit spielt, ein aktuelles geschrieben. Also las er das Nicolas-Born-Kapitel aus *Kopfgeburten*, erntete vor allem Lacherfolg mit dem Wurf der angammelten Leberwurst aufs Straußplakat, die dann doch Schmidt traf.

Schließlich legte er die Bücher beiseite. Es seien vielleicht Frauen aufgetaucht, bitteschön.

Schon wollte er die erste Wortmeldung zulassen, als sich der Vorredner, seines Amtes mächtig, einmischte. Grass räumte gleichmütig ein, das solle er ruhig übernehmen, tue er das ja hier öfter und kenne den Raum.

Als käme er nochmals auf den „guten Ort“ zurück, begann Grass von sich aus: er kenne Anna Seghers lange, stimme in vielen Punkten nicht mit ihr überein, aber wieso es so viele Wenn und Abers geben könne, ehe man ihr eine Ehrung zugestehe?

Ob der Selbständigkeit des Autors offenbar verwirrt, mußte Grass dem Vorredner mehrfach eine Wortmeldung melden – was zuletzt hilfreiche Helfer übernahmen.

Was er lieber schreibe, historische oder aktuelle Dinge? Beides, im Wechsel.

Weshalb er damals Lenz als Bundespräsidenten vorgeschlagen habe? „Lenz ist sehr präzise und, vor allem, er neigt zum Ausgleich, ganz anders als ich, der ich eher polarisiere und mich auch gern mit Gegnern herumschlage. Lenz ist's nicht geworden, und wir haben ja nun einen. Übrigens macht's der besser als ich befürchtet habe: solange er wandert.“

Was Grass von der Meinung halte, die einen hätten das Wissen und keine Macht, die anderen halt die Macht? „Ich bin gar nicht für eine strenge Teilung. Früher haben sich die Autoren und Künstler oft nach den Politikern orientiert, heute ist das umgekehrt. Übrigens: ich bin auch mächtig. – Heute fragen die Politiker eher uns, aber der Fehler ist, daß sie nicht zuhören können. Ich kenne nur zwei Politiker, Willy Brandt und Bruno Kreisky, die von sich aus, aus eigenem Interesse fragen, weil sie nicht weiterkommen und glauben, daß andere einen Weg gefunden haben. Dann hören sie auch zu. Helmut Schmidt, der wird schon nach drei Sekunden nervös, der weiß alles besser. Natürlich weiß er's oft

auch wirklich besser, er weiß viel, aber nicht alles, zum Beispiel weiß er nicht, daß er nicht alles weiß.“

Wie er zum Schreiben gekommen sei, was er weiter vorhabe, und ob er schon je bereit habe, geschrieben zu haben? Zuerst habe er Bildhauer werden wollen, sei nach Paris, habe aber zufällig damals an der *Blechtrommel* geschrieben ab da sei keine Zeit mehr für Bildhauerei gewesen. Nur gezeichnet habe er ständig, nebenher. Zeit werde auch immer knapper, so könne er auch keine Manuskripte mehr lesen. Bereit habe er noch nie, sich aber jetzt eine Schreibpause auferlegt, als er merkte, daß er schon im voraus wisse, was er schreiben werde. Jetzt habe er sich wieder der Bildhauerei zugewendet: „Das ist eine aufregende Sache. Für mich aufregend.“

Ob er manchmal vergesse, was er geschrieben habe, ob er „ablegen“ könne? Gewiß, er sei keiner, der ein Buch oft umarbeiten könne, es sei ihm völlig unmöglich. Das sei ein Buch in seinem Kontext und erledigt. Wenn er auf der Suche nach manchen Stellen einige Passagen lese, falle ihm jedesmal ganz genau ein, unter welchen Umständen, privat und politisch, das entstanden sei. Er finde auch gut, wenn man das einem Buch anmerke, und wünsche nichts daran geändert zu haben.

Was er zur Schriftsteller-Tagung in Ost-Berlin sagen könne, zu der Hermlin eingeladen hat? Das fände er eine gute Sache, die DDR wolle eben wenigstens einen Hauch von Friedensbewegung haben, wieso solle man da nicht hingehen. Außerdem sei das doch völlig gefahrlos, es sei geradezu lächerlich, wie der allgegenwärtige Reich-Ranicki große Leitartikel mit guten Verhaltensmaßregeln erteile. „Ich habe es schon immer so gemacht und werde es auch in Ost-Berlin können – meine Meinung laut sagen.“

Außerdem sei es völlig blödsinnig, solche Bemühungen abzulehnen, denn eine politische Vereinigung beider Staaten sei inzwischen indiskutabel, und ehrlich zugegeben wolle das weder Ost noch West. Aber als Kulturnation sei man doch eine Einheit, man müsse nicht glauben, Christa Wolf drüben und er hüten hätten wegen Politik einen anderen Büchner. Die Sperren seien auch nicht einseitig: „sobald was nicht paßt, wird eine Mauer gebaut, und Mauerbau ist ein gesamtdeutsches Bauvorhaben! Übrigens